wehre und Säbel verschwanden in den Verstecken, woher sie gekommen waren.

Der tote Zirmgruber hat nicht mehr gespenstert. Es war auch nicht notwendig, denn im Eise der Beresina ist Napoleons Herrlichkeit eingefroren, die Kanonen von Leipzig und Waterloo haben seine Macht zerfetzt. Da war Tirol frei, ohne das wenige Jungmannenblut, das ihm von 1809 her geblieben war, versprützen zu müssen.

Von der Kanzel aus zerpflückte der Pfarrer das Gespenst des toten Zirmgruber in helle Wirklichkeit. Nun konnten sie lachen, die damals erschauert waren.

„Lorbeerkränze sind es nicht, Panhardtner, aber nahrhaft," sagte der Lehrer und wies auf Würste, Speck und Schinken, dem Komödianten als später Lohn ins Haus gesandt.

Der Beharrliche aber im Wirtshause, der Mann vor dem roten Terlaner, gab zu, daß sogar die Komödiespieler manchmal zu etwas nutz sein könnten.

—⊙—

Ruf der Heimat

Skizze von Ludwig Halla - Wien.

Schweren Herzens hatte Oswald Linden von seiner Verlobten Abschied genommen, um eine längere Forschungsreise nach den Tropen anzutreten. Wie bezaubernd deuchten ihm nach den schaurigen Bergwüsten Arabiens und der blauen Unendlichkeit des indischen Weltmeers die palmenbestanften Gestade der Smaragdinsel Ceylon. Gleich einem Prinzen im Wunderland schweifte er durch lichte Kokoshaine. Verträumt schimmerte eine blau und weiß gekalkte buddhistische Stupaglocke auf einer Anhöhe, silbrige Kraniche schwebten im Zickzackfluge darüber. Zu Füßen lagen wie bei Robinsons Insel vorweltliche Fischerkanus am Strande. Gleich Nixen im Märchen tauchten mystische Lotosblumen aus düsteren Weihern, Millionen Mücken tanzten ihren Hochzeitsreigen über dem Bambusröhricht. Wie eine Fata Morgana enttauchte Galle, die altväterliche, einst holländische Hafenstadt, bei goldenem Scheidegruße der Sonne aus den Fluten. Gezuhsam spiegelten sich ihre lichtblauen Häuser mit den Tragantzierarten in den Wassern eines stillen Strandsees.

Der einzige altmodische Tropengasthof mit seinen Liegestühlen und dem einlullenden Fächeln seiner Pankas löste in lauem Behagen alle Hast und Spannung der Reise. Bald lockte den jungen Professor ein Gong nach dem hell erleuchteten Speisesaal. Etwas lümmelhaft zechten hier einige junge Pflanzer. Um so vornehmer erschien ihm die Ruhe eines ungleichen Ehepaares. Sie: eine feine Lady, wie man solchen wohl in den Badeorten Altenglands begegnet. Er: ein auffallend dunkler Inder in tadellosem Smoking. Aber welch Wunder an Liebreiz erblühte zwischen diesen Eltern! Nie sahen die Augen Oswalds etwas Holderes als dieses lichtbraune Mädchen mit den glatten, rabenschwarzen Scheiteln, den Gazellenaugen und dem geschmeidigen Körper.

Wie gefangen schweiften die Blicke des Gelehrten immer wieder zu dieser Perle Ceylons hinüber und schienen nicht unliebsam bemerkt zu werden. In der Halle bot sich Gelegenheit, mit dem Inder ins Gespräch zu kommen. Trotz seiner zimtbraunen Singhalesenfarbe entpuppte er sich als hochgebildeter Rechtsanwalt, der in London studiert hatte. Bald lud er Oswald freundlich in die Plauderecke zu seinen Damen, welche die Huldigung des Deutschen nicht ungern entgegen nahmen.

So fanden sie sich denn allabendlich zu anregenden Gesprächen. Vor der kindlich lebhaften Art, mit der Maud bald von ihren Eindrücken in England, dann wieder von den buddhistischen Legenden des Singhalesenvolkes erzählte, schwand allmählich die Befangenheit des Gelehrten vor Mauds Schönheitswunder.

Tagsüber unternahm Oswald seine naturwissenschaftlichen Ausflüge, etwa zu den buntprächtigen unterseeischen Korallengärten, die schon Haeckel so anschaulich beschrieben. Aber weder deren Gestaltenfülle noch die Erhabenheit des tropischen Urwaldes, dessen Riesenstämme Festgewinde von Lianen verknüpfen, konnten das Bild dieses Mädchens auslöschen. Die scharfe Beobachtungsluft des Naturforschers unterbrach zuweilen zaubrischer Wachtraum. Maud tauchte dann plötzlich in goldurchwirkten, karminfarbenem Seidengewande als Singhalesenprinzessin aus dem grünen Schleier von Farnen, die von allen Masten und Gaffeln des Dschungels herabsickerten.

So versäumte denn Oswald kaum vor Sonnenuntergang nach Galle zurückzukehren, wo er die beiden Damen im Ufergarten wie zufällig anzutreffen pflegte. Schüchterne Klagen über die Einförmigkeit und langatmige Stille Galles wagten sich dann leise hervor. Wenn man nur nach Europa könnte! Oswalds Bewunderung für die landschaftlichen Reize Indiens fand wenig Verständnis, zu oft hatten die beiden Frauen die schreckhafte Erhabenheit des tropischen Abendhimmels gesehen, der wie in bengalischen Flammen aufloht. Schrilles Pfeifen und tobendes Tamtamschlagen aus einem blumendurchdufteten Hindutempel mischte sich mit dem metallenen Klang christlicher Vesperglocken. „Heute und morgen und alle Tage!" meinte mit Bitterkeit die würdeschwere Mama die ihre Heimat, die Kathedralenstadt Canterburg nicht vergessen konnte.

Später lockten Vollmondschein sie auf die einst unbezwinglichen Ringmauern, dem Wogenprall des indischen Weltmeeres zu lauschen. Oswald erzählte den Wachtraum von der Singhalesenprinzessin. Miß Mauds Augen leuchteten kurz in Beglückung auf, dann aber seufzte leiser Vorwurf: Wir sind englisch! Auf einem felsigen Eiland drüben schüttelte der Monsum die Schattenrisse der Kokospalmen. Begierig lauschte die schöne Maud den kühneren Worten des jungen Gelehrten, und beider Hände fanden sich in stummer Sprache. Beseligende Hoffnung schien Unmöglichkeiten zu überbrücken. Kann er die Lotosblume des Südens nach der rauheren Heimat verpflanzen?

Da scheuchte der Gruß eines Inders sie aus allen Träumen. Hastig trat er wie aus einem Hinterhalt zur Gesellschaft, blitzschnell begreift Oswald, daß jener ältere Rechte auf die Perle Ceylons geltend machen wollte. Man verabschiedete sich für heute, und der Deutsche ging nachdenklich — diesmal allein — in das Oriental-Hotel, aus dem blechern die Whiskystimmen der Pflanzer hervorschrillten, von einem halb gelähmten Klavier begleitet.

Erst nachher im Flemmern des Mondlichts umgaukelten neue Wunschbilder des jungen Professors Hangen und Bangen. Da tönte von ferne — doch horch immer näher! — geliebte Weise: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben . . ." Deutsche Matrosen sangen am Fenster vorüber. Allmächtig erwachte der Ruf der Heimat: der Zauber indischer Schönheit war jäh gebrochen. Irrwarbs blondes Köpfchen tauchte sieghaft lächelnd empor.

Am frühen Morgen verließ Oswald fluchtartig Galle, um in einem Rasthaus mitten an der Urwaldstraße seine Forschungswerkstatt aufzuschlagen. Wie er später durch seinen Reisediener erfuhr, hatte Eile not getan Jener Nebenbuhler, ein singhalesischer Makler, wollte den Fremdling zum Pade in die gefährliche Haifischbucht locken. Wenn das nicht half, sollten Tamilkulis das Auslegerboot des verhaßten Deutschen bei der Klippenbarre heimtückisch in die Brandung stoßen.

—⊙—

Ein Abend in der großen Stadt

Skizze von Balduin Reichenwallner.

Ich saß in der fremden, großen Stadt — allein.

Es war noch früh am Abend.

In einem freundlichen Speiselokal kam ich endlich zur Ruhe. Jetzt erst fühlte ich, wie meine Nerven erregt waren.

Die Menge der Eindrücke, der Lärm des Verkehrs, die Gedanken, die einem dabei kommen und entschlüpfen, hatten mich in eine Art Rauschzustand versetzt, der mir unbehaglich war.

Beim Halten des Trinkglases spürte ich, wie mir die Finger zitterten. —

Zwei Herren saßen mit mir am Tisch. Jeder war dem andern fremd. Der eine, Typus des Reisenden, schien lebhaften Temperaments, rief laut nach dem Kellner, bemängelte eine Speise, durchflog einen Haufen Zeitungen und rauchte unausgesetzt.

Der andere saß in Gedanken versunken. Seine freundlichen Augen hinter der Goldbrille schienen zu lächeln. Gelehrter? Künstler? Ich wurde mir nicht darüber klar. —

Unversehens geriet ich mit dem „Reisenden" ins Gespräch.

„Wo kann man hier den Abend angenehm verbringen?" fragte ich ihn, denn ich wollte nicht schon ins Hotel gehen.

Er schaute mich erstaunt, fast mitleidig an. „Was wollen Sie haben? Sie können hier alles haben. Wollen Sie tanzen?"

„Nein."

„Flotte Musik?"

„O nein, ernste ist mir lieber."

„Symphoniekonzert. Gehen Sie da hin. Großartig, wenn Sies noch nicht gehört haben. Riesenorchester —."

„Ich bin etwas abgespannt. Ein Symphoniekonzert würde mich zu sehr anstrengen."

„GehenSie doch in die famose Operette „Das Mädchen aus dem Paradies". Oder in die Revue. Prachtweiber, sage ich Ihnen. Und die Ausstattung! Prima!"

„Ich mache mir nichts aus Revuen."

„Gehen Sie ins Kino. Das ist gewiß nicht anstrengend. Man kann sagen, daß da heute wirklich Kunst geboten wird. Kennen Sie schon den neuen Film „Weltuntergang"?"

„Ich suche eigentlich etwas anderes; ich suche klassische, edle, gute Kunst."

„Hm — gehen Sie ins Schauspielhaus. Worten Sie —" er blätterte in der Zeitung. „Gastspiel Moissi in einem Pirandello. In der Oper der neue Strauß: „Die ägyptische Helena". Muß man doch gehört haben."

„Ich glaube, auch das ist nicht das Rechte."

Der Mann wurde ärgerlich. „Warum fragen Sie mich? Es ist doch wahrhaftig Auswahl genug. Sie können auch in den Zirkus gehen. Große Boxkampfkonkurrenz. Alle Welt spricht davon. Aber Sie werden schwerlich mehr einen Platz bekommen."

„Danke sehr, ich werde mirs überlegen."

Der Fremde zahlte, verbeugte sich und ging. Er schien es sehr eilig zu haben. —

„Ich verstehe Sie sehr gut," nickte mir der andere zu. „Wenn es Ihnen angenehm ist, so möchte ich Sie einladen, heute abend mit mir zu kommen."

„Sehr liebenswürdig," antwortete ich. „Wohin gehen Sie?"

„Nach Hause."

Ich war erstaunt. „Ich bin Ihnen ganz fremd. Sie kennen mich nicht — und laden mich ein —"

„Glauben Sie," fuhr jener gütig fort, „ich kenne Sie nicht? Sie sind mir nahe verwandt. Ich weiß, was Sie suchen, und freue mich, es Ihnen bieten zu können."

„Sie meinen —?"

„Darf ichs Ihnen mit drei Zauberworten nennen? Haydn — Mozart — Beethoven."

„Sie habens erraten. Der Klang dieser Namen schon ist Glück." —

Ich begleitete den Fremden in sein Heim und fand in ihm einen Menschen von klarer, schöner Bildung, der auf die Zerfahrenheit unserer Zeit mit der Ruhe des Philosophen blickte. Größe und Kraft gingen von ihm aus und eine beglückende Wärme.

Seine Gattin empfing mich mit großer Selbstverständlichkeit. Im Hause herrschte eine frohe Behaglichkeit, daß man sich fern der großen Stadt in ein früheres Jahrhundert versetzt glaubte.

Der erwartete Gast kam und brachte sein Instrument mit. Dann begann das Spiel. Am Flügel saß die Frau meines unbekannten Freundes, er selbst spielte Violine, der Gast das Cello.

Kristallklar, heiter und schmeichelnd sang sich mir das Haydnsche Trio ins Ohr. Die Liebe, die Hingabe, die Kunst der Spieler zog mich in den Bann. Ich vergaß die Welt, meine Seele schwang mit den Tönen, ein namenloses Glücksgefühl überwältigte mich. Lieblich gestalteten die verbundenen Drei Mozarts Schöpfung und ließen bei Beethovens Werk überirdische Schauer des Ewigen ahnen.

Als sie geendet hatten, lachten sie sich an. „Schön! Nicht?" Das war alles, was der Freund mir sagte.

Ich drückte ihm ergriffen die Hand. „Das wissen die Menschen nicht mehr, daß eine gute Hausmusik ein Heilmittel gegen alle Krankheiten der Kultur sein kann," sagte ich.

„Man wird es wieder lernen," sagte lächelnd der Freund. „Bis dahin aber müssen wir sie hüten und hegen wie ein anvertrautes Erbe, das wir der Jugend übergeben, wenn sie reif geworden ist."

Ich verabschiedete mich mit schlichtem Dank von den liebenswürdigen Gastgebern und begab mich in mein kaltes Hotel, glücklich, den Abend so genußreich angewandt zu haben.

Verantwortlich: H. Semmelmann Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 41 — Samstag, 13. Oktober — 1928

Die weiße Wand

Skizze von Emi Rath.

Ehrerbietig grüßte der Türhüter der Banque Ephraim den elegant gekleideten Herrn, dessen Schultern leicht nach vorn gekrümmt waren wie von langem Sitzen über Büchern. Man kannte den schlanken Mann hier unter dem Namen „Graf de Perpignan" und hielt ihn für ungeheuer reich. Sein Guthaben belief sich auf sechshunderttausend Franken, sein Tresorfach war mit Schmucksachen gefüllt. So erzählte man wenigstens.

Graf de Perpignan ließ sich in die Tresorkammer führen, deren dicke Panzertore sich spielend in den Angeln bewegten. Flüchtig erwiderte de Perpignan den Gruß des Bankbeamten und machte sich an seinem Tresorfach zu schaffen. Mit müdem Schritt schlürfte er hinaus, hob nachlässig die Finger zur schwarzen Melone und ging in den Schalterraum.

Der Geschäftsführer grüßte verbindlich: „Was steht zu Diensten, Herr Graf? Effekten kaufen?" Er beugte sich ein wenig vor, im Flüsterton: „Afrikanische Eisenbahnen — Bombentips. Noch drei, vier Tage Baisse . . ."

De Perpignan winkte müde ab. „Diesen Dank, Herr Rousset. Nein, diesmal möchte ich Ihre Gefälligkeit anderweitig in Anspruch nehmen. Ich habe Liegenschaften bei St Amand gekauft. Ueberweisen Sie doch dem Credit Lyonnais auf die Brüsseler Bank 900 000 Franken. Ich weiß, ich überziehe mein Konto, doch in zwei Tagen . . ."

„Aber Herr Graf! Diese Kleinigkeit! Ihr Tresorfach ist doch beste Sicherheit —"

Um die Mundwinkel de Perpignans lief ein dünnes Lächeln.

„Ich lege Wert darauf, daß die Ueberweisung noch heute erledigt wird."

„Keine Sorge! Mit der Zwölfuhrpost geht sie hinaus." Verbeugung. Leichtes Lüften des Hutes.

Erst schritt de Perpignan lässig durch die Straßen Lyons, dann beschleunigte er nach und nach seinen Gang und landete in einem wenig einladenden Quartier in Montchat. Hier hatte man ihn schon erwartet. Fünf, sechs Burschen zwischen 25 und 30 Jahren, verwegen, lauernd. „Nun, Doktor, wirds klappen?"

Der nickte. „Punkt ein Uhr. Daß alles auf dem Posten ist! Treffpunkt an der Drahtseilbahn." — — —

Lyon wurde durch einen furchtbaren Donnerschlag aus dem Schlaf gerissen. Unbekleidete Menschen taumelten ins Freie, dachten an Erdbeben, Weltuntergang.

Nur de Perpignan lächelte. Er sah, wie zehn dunkle Gestalten aus den Trümmern des Bankhauses Ephraim „retteten", was zu retten war. Leise ratterten vier Kraftwagen. Polizisten tauchten auf. Blendlaternen spielten. Schüsse knallten. Die Motore sangen, heulten auf. —

Der Polizeipräfekt stand vor dem Trümmerhaufen, der einst das Bankhaus Ephraim gewesen: „Das war kein Dynamit — das muß ein neuer, furchtbarer Sprengstoff gewesen sein! In halb Lyon ist nicht eine Scheibe ganz."

Er bückte sich. Was war das? Ein Tresorschlüssel. Vielleicht der Schlüssel zum Rätsel? Eine kleine Blechmarke, und darin eingraviert: Comte de Perpignan.

Das war Gaston Prévosts Verhängnis. Als er, jetzt ein Millionär, in Marseille ein Schiff nach Algier bestieg, wurde er verhaftet. Er gestand, das Bankhaus Ephraim in die Luft gesprengt zu haben. Womit? Er lächelte und schüttelte den Kopf. „Mein Geheimnis, meine Herren! Ich bin Chemiker von Beruf. Verkommen. Durch Kokain. Ich bin Chemiker — und Erfinder. Der neue Sprengstoff heißt Prévosit. Seinen Namen sollen Sie erfahren — seine Zusammensetzung nicht." Dabei blieb er. Beugte auch nicht zerknirscht den Kopf, als das Urteil verkündet wurde: Zwanzig Jahre Zwangsarbeit." — — —

Der Sträfling 819 war im zweiten Stock des Gefängnisses untergebracht. Sein schmales Kerkerfenster ließ ihm Ausblick auf eine graue Wand, die im prallen Licht tropischer Sonne weiß leuchtete und auch die graue Zelle mit dem Widerschein weißen Lichtes erfüllte.

Wie er jene Wand haßte! Wäre es nur ein Stück des ewig blauen Himmels gewesen, nur ein einziges Stückchen, — dieses Weiß, das den Blick blendete und sich in die stumpfe Seele fraß wie ein blankes, scharfes Messer — unerträglich! Er fühlte, daß ihn der Anblick jener weißen Wand zum Wahnsinn trieb. Er begrüßte das morgendliche Schlüsselrasseln, das ihn mit den anderen Zuchthausgenossen zur Fron in die Bergwerke schickte. —

Eines Tages aber kam er wie umgewandelt in seine Zelle und sah sich ängstlich um, als er seinen Strohsack aufwühlte und in ihm etwas verbarg. Alle Tage tat er so, seine Augen waren von furchtbarem Glanze erhellt, mit einem Stückchen Kohle rechnete er an der Wand, löschte mit der rissigen Hand hinweg, schrieb wieder, Zahlen, Formeln.

Sonntag! Diese Muße hatte der Gefangene 819 sehnsüchtig herbeigesehnt. Er kramte aus dem Strohsack hervor, was er heimlich sechs Tage lang zusammen geschleppt.

Es waren Mineralien verschiedener Art, dazu ein Stück Rundholz, das er irgendwo gefunden. Die blecherne Eßschale mußte als Mörser dienen, und der Gefangene 819 stampfte, mischte und rieb die Mineralien, summte vergnügt leise vor sich hin, murmelte zu sich selber: „He Gaston, das wird ein Fest werden — wenn die verfluchte weiße Wand da drüben davonsaust in Millionen Fetzen. Einige Gramm Prévosit bewirken das Wunder — die Priester von Jericho mit ihren Posaunen sind doch armselige Stümper gegen dich, Gaston! Du bist ein Teufelskerl."

Er lachte seltsam vor sich hin, goß aus dem grauen Tonkrug einige Tropfen Wasser in das Zerstampfte, knetete behutsam, formte mit Sorgfalt einen walnußgroßen Ball, den er mit einer gewissen Zärtlichkeit betrachtete.

Dann schob er sich langsam am schmalen Fenster empor, spähte durch das Gitter hinüber zur weißen Wand. Nicht schreckte mehr ihre blendende Helle — seine Hand bog sich rückwärts zum Wurf — holte weit aus — klatsch! sagte ein dumpfer Ton.

Gaston Prévost, Sträfling 819, schloß die Augen. Gleich mußte der Donnerkrach die Wirkung des furchtbaren Prévosit verkünden. — Wie? Kein Beben der Erde, kein Jauchzen, tiefer, zum Himmel geschleuderter Trümmer? Sträfling 819 öffnete die Augen wieder — da die erstaunliche Tatsache daß die beiden, die

Gang in den Herbst

Nimm diese letzte Rose noch,
Der späten Aster blasses Leben,
Des Sommers Traumruf hat daraus
Den Sterbelaut von sich gegeben.

Schau des Vergehens dunklen Kranz,
Der in dem Heute bleicht das Gestern,
Der Abschied der Vergänglichkeit
Flicht ihn um dich und deine Schwestern.

Komm, laß noch in dem matten Tag
Uns ernst ein gutes Werk ersinnen,
Des frühen Abends zages Grau
Zeigt mählich schon der Nacht Gewinnen.

Max Krapp

— drüben — hastete hohnlachend ein walnußgroßer Klumpen an weißer Wand.

Da fiel Sträfling 819 brüllend auf den kalten Zementboden. Schaum quoll aus dem Munde. Er riß sich die Haare, die zu grauen begannen, schrie einmal über das andere: „Du verfluchte weiße Wand! Bist doch härter als Prévosit!"

Im Gefängnis wurde es lebendig. Durch die Sonntagsruhe schlürften Schritte, klirrten Schlüssel.

Wärter rissen die Tür zur Zelle des Sträflings 819 auf. Einer lief, den Gefängnisarzt zu holen, ein anderer die Zwangsjacke.

Der Arzt kam, bog verächtlich die Mundwinkel herab: „Bestellen Sie den Wagen B. Der Mann ist verrückt."

Der eine Wärter grinste: „Weiß schon, Herr Doktor. Er hat mir vertraulich erzählt er könne das ganze Gefängnis in die Luft sprengen."

Wolkenschatten verfinsterten die weiße Wand. Längst hatte man Sträfling 819 zur Irrenanstalt gebracht. Nur ein Klumpen klebte wie ein zerstörtes Vogelnest an der Wand, die sich in Grau gehüllt hatte, ein Klumpen wertloser Erde, von dem ein Gefangener, der die Einzelheiten seiner einstigen Erfindung nicht mehr kannte, Erlösung erhofft hatte . . .

—⊙—

Siciliana

Skizze von Leo am Bruhl.

Joachim, der mir telegraphisch mitgeteilt hatte, daß er abends zum erstenmal im Opernhaus zu W. den Turiddu in „Cavalleria Rusticana" singen würde, empfing mich an der Bahn, ohne erstaunt zu sein, denn er war gewiß, daß ich meine Lieblingsoper, besetzt mit ihm, nicht versäumen würde.

Eine kurze Stunde nur blieb uns einstweilen, die wir in der verborgenen Ecke eines Kaffeehauses verbrachten, um in Erinnerungen an frühere, wundervolle Tage zu schwelgen, viel zu lachen und zu scherzen, bis mir plötzlich Joachim mit unheimlicher Beredsamkeit gestand, daß er wirklich und wahrhaft ernst — verliebt sei, daß aber . . .

Diese Eröffnungen überraschten mich keineswegs, weil ich aus unserem regen Briefwechsel wußte, daß Joachim, in dem ein gut Stück rheinischen Leichtsinns steckte, sich ohne Aufhören mit mehr oder weniger tiefgehenden Herzensangelegenheiten herum schlug.

Die knappe Frist zerrann uns wie eine Minute. Wir verließen unsere schützende Nische, und ich begleitete den Freund bis zum Theatergebäude, weil er mir bedeutete, daß er sich noch einfingen wolle.

Ich suchte dann mein Hotel auf, kleidete mich für den Abend um und war bald, da ich nur einen kleinen Imbiß nahm, wieder auf dem Wege zum Opernhaus.

Vorzeitig traf ich dort ein und stand lange Zeit, an eine der Marmorsäulen gelehnt, im Foyer, um — [illegible] unbewußt — die allmählich eintreffenden [illegible] zu mustern.

Ein sonderbares Paar zog meine Aufmerksamkeit auf sich: er von gedrungener Gestalt und fast zu robust, offensichtlich von südländischem Typus, mit schwarzen, glühend umherschweifenden Augen, — tadellos gekleidet, sie eine zierliche, beinahe zerbrechliche Figur, viel zu zart für die schwere, kostbare Brokatrobe, die sie dennoch anmutig trug, über schmalen, blassen Schultern das hauchzarte Oval eines Kindergesichts, gekrönt von perlfarbenen Weißen selten blonden Haares.

Weniger aber der eigentümliche Gegensatz zwischen diesem brutal anmutenden Mann und dieser kindhaften Frau ließ mich immer und immer wieder nach dem Paar hin schauen als die erstaunliche Tatsache daß die beiden, die

noch ganz gewiß seit Jahr und Tag zusammengehörten, wie feindselig nebeneinander her schritten. Kein Wort fiel zwischen ihnen, kein Blick griff offen oder verstohlen vom einen zum andern. Nichts. Mir war, als sähe ich die zwei Menschen, durch unsichtbare Ketten zusammen geschmiedet, sich in stummer Verzweiflung bemühend, dieser Fessel zu entrinnen.

Das Glockenzeichen, das den Beginn der Oper ankündigte, unterbrach meine Betrachtungen, ich suchte in allen Taschen nach meiner Einlaßkarte, und als ich sie endlich gefunden hatte, war der Zuschauerraum bereits in Dunkel gehüllt. Der Platzanweiser zeigte mir meinen Sitz: es war der drittletzte einer Stuhlreihe.

Und wie ich jetzt dorthin trat, fuhr ich unwillkürlich erschreckend zusammen, denn auf den beiden äußersten Plätzen meiner Stuhlreihe saß das rätselhafte Paar. Ganz außen der Mann.

Mit einem leisen Wort der Entschuldigung wollte ich vorbei gehen. Da — erhob sich die blonde Dame und bat mich mit flüsternder zitternder Stimme, doch ihren Sitz einzunehmen und ihr dafür meinen zu überlassen. Zögernd zuerst wandte ich mich zu dem Herrn zurück, um auf seinem Gesicht eine Stellungnahme zu dieser unverständlichen Bitte, die er vernommen haben mußte, zu lesen. Jedoch der Mann aus dem Süden schien den Vorfall nicht bemerkt zu haben, denn er blickte starr geradeaus und gab auf meine leise Frage keine Antwort. Wie Trotz und Kampfansage stieg es in mir auf, wie das Vorgefühl eines beglückenden Abenteuers, in dem ich vielleicht der Held, zum wenigsten aber der ritterliche Beschützer dieser schwachen, offenbar gequälten Frau war. — Zustimmend verbeugte ich mich.

Am Notenpult klapperte der Taktstock des Dirigenten, das Vorspiel begann: Und während ich, sofort im Bann der aufrauschenden Ouvertüre, der leidenschaftlich jauchzenden und klagenden Musik lauschte, spürte ich, daß sich zaghaft ein Arm gegen den meinen preßte. Warmes Wogen brauste in mir hoch: was mochte die fremde Frau wollen? — Wohin trieb ich willenlos?

Einmal wandte ich den Kopf. Die weißen, bittenden Hände in die Polster verkrampft, saß die Frau und schaute mit großen, wie entsetzten Augen nach der Bühne, deren Vorhang sich soeben hob.

Die Musik ebbte ab. Auf der Szene tauchte, halb noch verborgen, Turiddu auf.

Ich hob das Glas vor die Augen, — sah hoch den Stab des Dirigenten winken, — aber Turiddu setzte nicht ein.

Wenn ich recht beobachten konnte, suchte Joachim irgend etwas mit den Blicken hier unten im Zuschauerraum. — Irgendwen! — Dann, ganz unvermittelt, wie in plötzlichem Entschluß kam er nach vorn, bis dicht an die Rampe. Dort erst begann er, die Siciliana in italienischer Sprache:

„O Lola, bianca come fior di spino,
quando t'affacci tu, s'essaccia il sole!"

Und jetzt empfand ich, daß der Freund nicht für die große, unbekannte Menge sang. Hierher schaute er mit verschleiertem Blick, hierher zu mir, oder — zu der seltsam schönen Frau an meiner Seite.

Die jäh unterbrochene Erzählung vom Nachmittag fiel mir ein. War dies Geschehen ein Zufall? Klar sah ich die Zusammenhänge: Diese Frau zu meiner Rechten war es, die Joachim liebte, der Mann aber, der zu meiner Linken stumm und verbissen kauerte, wußte um diese Liebe. Weshalb aber — so sann ich — führte er dann die Frau in diese Oper, darin der Nebenbuhler den Verführer sang? Und weshalb fürchtete sich die Frau, so daß sie mich, den Fremden, bat, Platz zu nehmen zwischen ihr und — dem Manne?

Der Stuhlsitz zu meiner Linken knirschte. — Dann, das Ereignis einer Sekunde: der Dunkle beugte sich an mir vorüber und stieß gegen die Brust der Frau. Instinktiv warf ich den rechten Arm hoch, die Hand zur schlagenden Faust geballt. Ein metallenes Klirren am Boden, Unruhe in den Bänken hinter mir, Schritte, das Klappern einer Tür. Der Platz links von mir war leer . . .

Die blonde Frau durchschütterte krampfhaftes Schluchzen. Mechanisch bückte ich mich und hob das Blinkende auf: ein fingerlanges, toledanisches Dolchmesser . .

Die Cavalleria rauschte vorüber, kaum hörte ich hin, was und wie Joachim sang. — Spiel war alles dort, hier aber war grausige Wirklichkeit gewesen.

Als die letzten Akkorde verklangen, fragte kaum hörbar die Frau: „Würden Sie mich zu einem Wagen bringen?" — „Gern. Doch wo wollen Sie hin?" — „Nie wieder zu ihm. Heute — zu meinen Eltern." — „Höre ich von Ihnen?" — „Geben Sie mir Ihre Karte!"

Ich erfüllte den Wunsch der zarten Frau und geleitete sie hinaus, stritt mich um ihren Mantel, brachte sie auf die Straße, rief eine Taxe und half ihr hinein, nachdem sie dem Fahrer eine Straße, eine Zahl genannt hatte. Ich verneigte mich in stummer Freude und küßte die schmale, blasse Hand. Lange noch sah ich dem Wagen nach.

Als ich zu Joachim in die Garderobe trat, war er im Begriff, sich abzuschminken. Ich sank, noch erregt, auf einen Stuhl und begann zu erzählen. Ueberstürzt, hastig, ohne Zusammenhang.

„Die reinste Räubergeschichte!" sagte Joachim gleichgültig und rieb Rot und Grün auf seinem Gesicht zusammen. „Kino in der Oper!"

„Aber verstehst du denn nicht"? brauste ich auf. „Begreifst du nicht, daß ich die Frau, die du liebst, vor dem Tode bewahrt habe?"

„Die Frau, die ich liebe?"

„Natürlich doch! — Ich bemerkte selbstverständlich sofort, daß du nur für sie die Siciliana sangst, daß du nicht eher einsetztest als bis du sie im Publikum gefunden hattest!""

„Entschuldige," meinte Joachim ruhig, „entschuldige, daß ich dir widerspreche. Ich suchte, ehe ich zu singen begann, dich! Keine Frau!"

„Aber die Frau, von der du mir nachmittags erzähltest?"

„Sie befindet sich gar nicht hier in der Stadt. Außerdem ist sie nicht verheiratet und ich habe keinen dunkelhäutigen Nebenbuhler!"

Da schwieg ich enttäuscht.

Erst, als wir im Theaterrestaurant saßen, stellte ich fest, daß mir Uhr und Brieftasche fehlten . . .

Im Paß von Olmo

Historische Skizze von Werner Bartels.

Kalt und trüb hing der Nebel des Novembertages über Burg und Stadt Mindelheim. Auf den Bürgern lastete die Ungewißheit über das Schicksal des Burgherrn und der Landsleute, die mit ihm, dem Feldhauptmann Georg von Frundsberg, ausgezogen waren, dem Kaiser im Kampf gegen Venedig zu helfen.

Da klang jubelnder Heroldsruf durch die Gassen und riß die Bürger aus der ereignisarmen Ruhe des Landstädtchens auf die Straße. Ein Reiterzug trabte den Weg zur Burg hinan, der kaiserliche Doppeladler glänzte vom Wod des Führers, doch über den Köpfen der Reiter flatterten unbekannte Löwenbanner. Da zügelte der Führer sein Pferd: „Herr Georg von Frundsberg schickt uns, den Sieg der Kaiserlichen zu melden!"

Auf der Burg bot Anna von Lodron, des Frundsbergs Frau, dem Herold den Willkommenstrunk: „Spült Euch den Reisestaub aus der Kehle und dann erzählt, erzählt! Böse Nachrichten hat man uns bisher gebracht, und die Sorge hielt Einzug auf Burg Mindelheim."

„Auch uns kamen auf der Fahrt hierher Gerüchte von Niederlage und Gefangenschaft zu Ohren, und weiß der Himmel, sie wären wahr, hätte uns nicht Ritter Jörg aus der Not geholfen. Wir lagen schon vor Venedig und schossen den Krämern um die Ohren. Da kam die Nachricht in das Lager, der Bartel Alviano eile von Treviso her den Venedigern zu Hilfe. Der Feldobrister, der den Spanier Raimund von Cardona, ließ das Lager abbrechen und hetzte uns in Eilmärschen auf den Weg nach Vicenza, der Umklammerung zu entgehen.

Vorn im Zug ritt der Pescara mit seinen Italienern, in der Mitte drängten sich die Spanier um ihren Cardona, und den Rücken deckten brummend Ritter Jörg und der Lichtensteiner mit den Schwaben und Tirolern. Denen behagte der Rückmarsch gar so wenig. So sah ich, wie unser Ritter sich zum Roggendorfer hinüber beugte, der an seiner Seite zog, und ich hörte ihn grollen: „Wo führt uns der Spanier heute noch hin? Da vorn liegt Olmo mit seinem Paß gleich einer Mausefalle. Seht Euch die Felsen an zu beiden Seiten!" Der Roggendorfer nickte sorgenvoll.

Da raste ein Spanier heran und schrie: „Zurück, zurück! Der Weg nach Olmo ist versperrt vom Alviano und seinen Leuten!" Ritter Jörg riß sein Pferd herum, die Fähnlein schwenkten und zurück ging es, dem Paßausgang zu. Doch plötzlich stockte der Marsch, denn auch vor uns standen Venediger Mann an Mann, und der Weg war mit gefällten Bäumen, Trokwagen und Steinen verrammelt. „Die Falle ist zu!" brummte der Roggendorfer.

So lagen wir im Paß zwischen steilen Wänden zwischen zwei feindlichen Heeren, ich hätte keinen elenden Batzen mehr um mein Leben gegeben. Die Landsknechte ließen die Köpfe hängen. Den Italienern und Spaniern war der Verstand mit dem Mut entflohen, und ratlos saßen der Pescara und Prospero Colonna im Zelt bei ihrem Feldobristen, der selbst nicht aus und ein wußte.

Da rief mich Ritter Jörg heran: „Komm her! Hilf mir mit den Welschen reden, sonst sitzen wir bis an unser Ende in diesem Loch!" Wir traten zum Cardona ins Zelt. Da standen die drei Welschen mit kummervollen Gesichtern und hörten einen gespreizten Venediger an, den ihnen der Alviano als Unterhändler geschickt hatte. Freien Abzug sollten wir haben, wenn wir nackt und ohne Waffen, mit weißen Stäben in der Hand, aus dem Lande ziehen wollten. Da hieb der Frundsberg mit der Faust auf den Tisch, daß der Wein in den Bechern dem Venediger um die Ohren spritzte: „Lieber wollen wir deutschen Landsknechte ehrlich umkommen, als uns schimpflich ergeben!" Ich brauchte dem Venediger die Worte nicht erst zu verdolmetschen, denn er verstand den Hieb des Ritters auch ohne Rede.

Da saßen nun die drei anderen, der Cardona, der Pescara und der Colonna, und hielten Maulaffen feil: „Was nun, Ritter! Ihr habt uns den letzten Ausweg genommen!" — „Den letzten Ausweg"? brummte unser Hauptmann. „Sich ergeben wie ein feiger Hund ohne Streich das ist nicht deutsche Landsknechtsart! Ruft die Hauptleute zusammen!"

So kamen sie denn alle ins Zelt: Die italienischen und spanischen Hauptleute und von uns noch der Lichtensteiner, der Roggendorfer, der Landauer, der Lupfener, und berieten. Da kam einer, der unseren Fähnlein diente, im Fersental daheim war und welsch so gut verstand wie deutsch. Den hatte der Ritter auf Kundschaft geschickt, ob nicht nach Bassano ein Ausweg sei. Nun meldete der Tiroler, daß nach dem Dorf Creazzo zu ein Fähnlein vergleicht entweichen könne. Da sprang Ritter Jörg auf: „Das ist der Ausweg. Ihr Herren!" Und weil die Welschen keinen besseren Rat wußten, wurde beschlossen, am anderen Morgen auf Creazzo durchzubrechen.

Als am anderen Tage Fähnriche und Weibel in aller Stille weckten, lag dichter, weißer Nebel über dem Tal, daß wir nicht fünfzig Schritt weit sehen konnten. Da wußten wir, daß der Himmel einen deutschen Landsknecht nicht verlassen wollte, sondern uns selbst zum Entweichen half. So standen bald Fähnlein um Fähnlein bereit. Ritter Jörg und Herr Hans Jakob von Landau gingen voran, und im Laufschritt stürmten die Landsknechte auf Creazzo zu in die Ebene. Da wurde unserem starken Hauptmann das Laufen in seiner Rüstung bitter schwer, aber er hielt wacker aus, bis fast das ganze Heer an den venetianischen Scharzen vorbei das freie Feld gewonnen hatte.

Da erst merkte der Alviano drüben bei Olmo, daß wir ihm entwischt waren, und er sandte seine leichten Reiter mit Falkonen hinter uns her. Doch spanische und italienische Kürassiere hielten die Verfolger im engen Paß auf, und Ritter Jörg fiel mit seinen Fähnlein sechstausend venetianische Fußknechte an, ehe die zur Besinnung kamen. Euer Ritter schritt im ersten Glied und schwang den Bidenhänder zu gewaltigen Schlägen. Wir ließen keinen laufen. Der Bartel Alviano schwamm ohne Harnisch durch den Fluß, und am Ufer fanden wir die fortgeworfenen, goldgestickten Mäntel der noblen Paduaner Damen, die der Venediger eingeladen hatte, um dem „Schlachten der deutschen Ochsen" von den Wänden des Passes aus zuzusehen. Denen war das Gaffen gründlich verleidet.

Ritter Jörg ließ seine Fähnlein halten. Dann setzte er sich auf eine Trommel, denn der Atem war ihm ausgegangen, und er konnte nicht weiter laufen. Da kam der Roggendorfer zu uns herüber, zwei erbeutete Löwenbanner in der Hand: „Da, Jörg, nimm sie, weil Du die Falle wieder aufgestoßen hast, und schicke sie Deiner Frau Liebsten!" Als die Landsknechte das sahen und hörten, brachten sie alle erbeuteten Feldzeichen herbei und legten sie dem Ritter zu Füßen: „Keiner hat die Siegeszeichen mehr verdient als unser Vater Frundsberg, der uns aus der Not im Paß von Olmo geholfen!" Da wischte sich der Hauptmann die Augen und den Schnauzbart: „Ich danke Euch, Kinder, ich danke Euch." —

„Das, Frau Anna, ist die Geschichte vom Paß von Olmo und von der Schlacht bei Vicenza, die uns Ritter Jörg von Frundsberg mit Gottes Hilfe gewann."

Die Schiebung

Skizze von Kurt Miethke.

Armando Batto wandte sich ärgerlich um.

Zwar hatte er sich längst an die Gasser gewöhnt, die sich in seiner Nähe aufzustellen pflegten und seine Kopierarbeit mit kritischen, vergleichenden Augen betrachteten, aber dieser Herr mit dem schwarzen Spitzbart, der nun schon schon seit zwei Stunden da stand und sich Tizians „Bella" ansah, d. h. einen peinlichen Vergleich zwischen dem Original und Battos Kopie anstellte, begann ihm auf die Nerven zu fallen. Besonders deshalb, weil der Maler mit Kennerauge längst festgestellt hatte, daß der Herr mit dem Spitzbart durchaus keine Kaufabsichten hatte. Batto wollte ihn eben fragen, was er eigentlich wünsche, als der Fremde von selbst zu reden anfing: „Ich sehe wohl, Signore, daß ich Sie störe, und ich werde mich entfernen. Hier ist meine Karte. Ich habe über geschäftliche Dinge mit Ihnen zu reden und bitte Sie, falls es Ihnen möglich ist, heute abend zum Essen zu dem ich Sie herzlichst einlade. Buon Giorno, Signore." Er nickte leicht und höflich und fügte hinzu „Ich wohne im Savoy, Sie werden mich links vom Tingang des Speisesaals finden."

Er nickte noch einmal und war verschwunden.

Armando Batto drehte die Visitenkarte ein wenig verblüfft in der Hand herum. Es war eine gestochene Visitenkarte nach französischer Art, die lediglich den Namen Jean Cherot trug. Jean Cherot? Wer mochte das sein? Sicher ein Pariser, seine Sprache hatte das Weiche und Gebundene des französischen Idioms gehabt.

Armando Batto fand die Art des Herrn Cherot ein wenig brutal. Wie der über einen Menschen einfach verfügte! Ohne eine Antwort abzuwarten, ohne eine Erklärung zu geben, nun wirklich, das war ein bißchen unverschämt. Obwohl Batto sich seiner Wut über diese Behandlungsweise bewußt war, sah er doch voraus, daß ihn die Neugierde heute abend unweigerlich ins „Savoy" treiben werde.

Und so geschah es denn auch. Batto hatte seinen Abendanzug angelegt und schlenderte durch das abendliche Florenz nach dem großen Hotel. Jean Cherot saß schon wartend an einem alten Tisch, der abseits von allen anderen Tischen aufgestellt war und auf dem zwei Gedecke lagen. Er ging, als er den Künstler erblickte, höflich auf ihn zu, drückte ihm die Hand und bat ihn, Platz zu nehmen. Sie aßen schweigend eine ausgezeichnete Abendmahlzeit, tranken viererlei verschiedene Weine und erst als sie beim schwarzen Kaffee angelangt waren und die Jazzband, die während des ganzen Essens gelärmt hatte, schwieg, begann Herr Cherot zu reden.

Er erzählte, daß er ein Pariser Kunsthändler sei und jemanden suche, der Tizian ohne jeden Tadel zu kopieren verstehe. Er suche einen Künstler, der jenen Meister und seine Art zu malen genau kenne. Der also nicht nur fähig sei, seine bekannten Bilder, sondern auch seinen Stil zu kopieren.

Als er soweit gekommen war, zwinkerte Herr Cherot mit den Augen, lachte leise und andauernd und fragte schließlich: „Sie verstehen doch, was ich meine, Signore?"

Da Armando Batto nur ahnte und nicht verstand, erwiderte er: „Nein".

„Nein? Peccato, peccato," zwinkerte Herr Cherot und bot dem Maler eine Zigarette an. Während er ihm Feuer reichte, fuhr er, seine Rede zuweilen durch leichtes Kichern unterbrechend, fort: „Sie geben Ehrenwort, über meinen Vorschlag nicht sprechen zu wollen? Danke, danke, Ihr Wort genügt. Ja, also sehen Sie, ich habe eine Kunstausstellung in der Rue de la Boetie in Paris. Kennen Sie nicht? Die Straße der Kunsthandlungen. In diesen meinen Laden kam vor genau drei Wochen ein so langer und so grau angezogener Herr, daß ich ihm sofort entgegen knödelte: „Good day, Sir, what do you wish?" Und ich hatte mich nicht getäuscht, es war ein Amerikaner. Er wünschte einen Tizian zu kaufen. Aber einen echten. Ich machte ihn höflichst darauf aufmerksam daß ich nur moderne Maler führte, daß er bei mir Werke von Marie Laurencin, Picasso oder van Dongen, aber keinesfalls einen Tizian kaufen könne. Darauf fragte er mich, ob ich ihm einen Tizian besorgen könne. Aber einen echten. „Ich zahle achtzig-, auch hunderttausend Dollar, wenn es sein muß", sagte er. Ich glaube, ich verlor das Bewußtsein, als ich diese Zahl hörte. Ich nahm an. Ich erklärte ihm, ich würde nach Italien fahren und einen Tizian auftreiben. Er war einverstanden und gab mir zweitausend Dollar als Reisegeld. Und nun, mein lieber Freund, frage ich noch einmal, ob Sie meinen Vorschlag verstehen."

Batto sagte begeistert: „Obwohl Sie mir noch gar keinen Vorschlag gemacht haben — ich nehme ihn an. Denn Amerikaner kann ich nicht leiden. Man beginnt sie zu hassen, wenn man sie immer im Museum sehen und hören muß. Aber lassen wir das. Wieviel zahlen Sie für einen „echten Tizian", sagen wir für eine Venus, oder was auch immer Sie wünschen?"

„Zehntausend."

„Großartig, abgemacht! Wann brauchen Sie das Bild?"

„In drei bis vier Wochen. Arbeiten Sie es gut nachgedunkelt. Nehmen Sie eine Venus. Den wurmstichigen Rahmen habe ich mitgebracht, ebenso die alte ehrwürdige Leinwand, auf die sie die Venus von Tizian malen werden. Es ist ein Sonnenuntergang in den Alpen. Irgend ein verrückter Pariser Maler hat in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts alle nur erreichbare Leinwand mit Sonnenuntergängen in den Alpen bemalt, ich glaube, der Narr hieß Merlandier. Wenn Sie den Sonnenuntergang in den Alpen, den ich mitgebracht habe, von hinten betrachten, werden Sie feststellen können, daß die Leinwand wirklich renaissancemäßig aussieht. Sie paßt ausgezeichnet für unseren Zweck. Wann fangen Sie mit der Arbeit an? Morgen? Ausgezeichnet. Sie sind ein prachtvoller Bursche und genau das, was ich suche . . ."

Dann bestellte er Liköre, viele Liköre. — —

Drei Monate später verkündete der „Newyork Herald": „Eine interessante Entdeckung gelang dem bekannten amerikanischen Kunstfreund Lewis Jacklestone in Washington. Wie wir berichteten, hatte er vor einiger Zeit einen Tizian angekauft. Dieser Tizian erwies sich bei einer Durchröntgung als eine äußerst geschickte Fälschung neuesten Datums. Die angeblich echte „Madonna Venus" war auf einen Sonnenuntergang in den Alpen gemalt, der von einem Pariser Dilettanten des vorigen Jahrhunderts mit Namen Merlandier hergestellt wurde. Die Durchröntgung des Gemäldes ergab jedoch, daß auch dieser Sonnenuntergang in den Alpen wieder auf ein anderes Bild gemalt war. Und nachdem der Sonnenuntergang von Sachverständigen abgewaschen worden war fand man — das Portrait eines Jünglings mit Haiskrause von keinem anderen als Peter Paul Rubens selbst gemalt! Die Echtheit dieser unteren und letzten Bildschicht, die übrigens tadellos erhalten ist, wurde von nicht weniger als dreißig europäischen und amerikanischen Sachverständigen festgestellt. Wie wir hören, wird der Wert des Rubensschen Gemäldes auf einhunderteinundsechzigtausend Dollars geschätzt."

Die Angestellten der Kunsthandlung Cherot, Rue de la Boetie, Paris, haben noch heute nicht begriffen, warum Monsieur Cherot eine Woche lang wie ein wild gewordener Stier in seinem Kontor auf- und ablief und sich die spärlichen schon dünngesäten Haare einzeln herausriß.

Der Komödiant

Skizze von Gustav Renker-Bern.

Berge ringsum, deren Grate von Wolken übertürmt sind. Schluchten in ihnen wie Narben aus den feuerflammenden Tagen des Werdens, Wände, deren krauses Gebänder Runen der Schöpfung sind — so wurden die Menschen des in Felsen eingekesselten Dörfchens still und herb, weil der Druck jahrmillionenalter Schatten auf ihnen lastete. Weil die Lawinen brüllten, der Steinschlag schrie, das Wildwasser heulte — da schwiegen die, so aus dem armseligen Alphoden Leben und Nahrung sogen. Oder sprachen gedämpft, mit rauh herausgestoßener, kurzer Rede, als würden allzu lebendige Worte Gespenster der Vernichtung rufen.

Nur des Jakob Panhardtner Stimme hob sich zeitweise unbedachtsam hell auf. Wenn er vergaß, daß er längst flügellahm geworden war und froh sein mußte, hier leben zu dürfen. Er war König gewesen, Kaiser, Fürst, Bischof, Papst — alle Höhen und Tiefen menschlicher Form hatte er erlebt und war nun untergekrochen im Ausgedinghäusel zu Sankt Georgen, das ihm eine weitschichtige Tante vererbt hatte. Hie und da, wenn er sich im Wirtshause ein Viertel Wein leistete, sprach er von dem, was einmal war. Zu irgend einem beharrlichen Trinker, der geduldig zuhörte, ohne ein Wort zu verstehen.

Weimar! Ja, Schiller hatte er noch gesehen, Goethe hatte ihm einmal auf die Schulter geklopft und gesagt: „Brav, Tiroler."

Goethe! „War das auch ein Komödiant!" fragte der Mann hinter dem roten Lederlaner.

Da schwieg Jakob Panhardtner, und sein zerknittertes, von Schminke zerfressenes Gesicht wurde noch älter und müder. Der andern ließ nicht locker. „Ist Firlefanz — die ganze Komödiantenspielerei. Eine großmächtige Lüge ists, sich zu verkleiden und dann zu sagen, ich bin der oder der. Wer hat einen Nutzen davon?"

„Kunst, mein Lieber . . ."

„Ah was, Kunst! Geh hinunter nach Mantua und mach den Andreas Hofer wieder lebendig. Erschlag mit deiner Kunst den Höllenhund, den Napoleon. Erweck unseren Bürgermeister, der vorgestern gestorben ist — mit deiner Kunst."

Das freilich, das! Der Achaz Zirmgruber, der hätte die Kraft gehabt, das Pulverfaß vom Feuer wegzurollen. Der war wirklich König gewesen in dem Bergdorf, hatte keine Krone aus Pappe, keinen vergoldeten Holzprügel als Zepter gehabt, aber geherrscht hatte er in der kleinen Gemeinsamkeit des Lawinentales. War gestorben um Mitternacht — zehn Stunden später war die böse Nachricht aus Mantua gekommen.

Und nun schwelte arger Brand in den Herzen der Bauern. Zehn französische Soldaten im Dorfe, seit die Sache Tirols verloren war. Spreiteten sich, taten herrisch, fraßen den Rahm und ließen dem Bauer die Dünnmilch.

„Wir sind dreißig Jungburschen im Dorf. Die zehn packen wir wie der Habicht die Henn'. Muß nur wer anfangen, dann krachts in ganz Tirol. Den Hofer haben sie erschossen!"

In Widum rang der Pfarrer die Hände, fuhr sich der Lehrer verzweifelt durchs Haar.

„Daß der Zirmgruber grad jetzt hat sterben müssen! Er allein hätte die Jungen gebändigt. Ist ja Wahnsinn — die zehn Franzosen erschlagen sie, morgen früh solls losgehen. Und ihrer hundert kommen herauf, brennen das Dorf nieder."

„Zirmgruber, steh auf aus dem Grab."

Das rief der Lehrer, als eben der Komödiant, der Jakob Panhardtner, am Fenster des Widums vorbeiging.

„Ja, Lehrer, bin schon da."

„Herrgott, bin ich schon verrückt? Das ist ja seine Stimme."

Der Pfarrer aber lehnte sich zum Fenster hinaus und verwies dem Panhardtner das lose Spiel.

„War nicht bös gemeint, Hochwürden. Nur weil der Lehrer so geschrien hat."

Der aber drängte seinen hageren Schädel vor. „Dich hat der liebe Gott vorbei geschickt. Komm herein."

Dann verschlossen sie die Türen, riegelten die Fenster zu und sprachen dennoch ganz leise und behutsam. —

In der Scheune des Jochbauern war es anderntags, vor dem Hahnenschrei, daß sich das Unheimliche, Unerklärliche begab. Eine Stallaterne nur brannte, schattenhaft standen die Menschen umher, ein Gewehrlauf blitzte, ein Säbel klapperte. Sie schwiegen, aber in den dunklen Augeraugen stand das Todesurteil über die zehn Fremden, welche der korsische Tyrannenwille in das Dorf gezwungen hatte. Noch eine halbe Stunde — dann würde hier ein Feuer aufspritzen, dann würde Tirol noch einmal erglühen wie in den Tagen des Anderle Hofer.

Den Franzosen hätten sich die Burschen besinnungslos entgegengeworfen. Vor dem Achaz Zirmgruber aber, den sie vor etlichen Tagen begraben hatten, duckten sie sich wie die Hühner auf der Stange.

Nie hatte der Zirmgruber viel gesprochen — auch sein wahrhaftiges, leibliches Gespenst sprach nicht viel. Nur den ursten, diesmal doppelt bedeutungsvollen Gruß der Bergmenschen. „Zeit lassen!" Und dann ein herrisch echtes Zirmgruberwort. „Heimgehen! Gescheit sein!"

Die Laterne verlosch, der Morgennebel qualmte in die Scheune.

Vor dem Widum stauten sich die Menschen, für diese Stunde waren Napoleon und die Franzosen vergessen.

„Der Zirmgruber geht um. Pfarrer, segne das Grab noch einmal ein."

Während der Lehrer dem alten Komödianten die Schminke vom Gesicht wischte, wiederholte der Pfarrer vor dem frischen Erdhügel auf dem Friedhof die Totengebete. Und seine beunruhigte Seele quälte sich: „Mach ich den Gottesacker zum Theater?"

Als er das Amen sprach, rasselten Trommeln durch die Dorfgassen, glitt auf dem Wege, der Siedlung und Tal verband, eine Schlange bunter Uniformen empor. Ihrer zwei hundert. Das Trüpplein der Welschen zu Sankt Georgen hatte längst Verdacht geschöpft und um Hilfe gerufen. Es aab nichts zu helfen. Es